

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 12 (1913)

Artikel: Schmutz
Autor: Müller, Fritz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-749623>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

SCHMUTZ

Es braucht so wenig, um in Misskredit zu kommen. Am leichtesten und verzerrtesten aber kommen natürliche Dinge in Verruf.

Der Schmutz zum Beispiel.

Stammt nicht aller sogenannter Schmutz von Mutter Erde? Und die ehren wir doch, weil wir samt und sonders aus ihr erblüht sind, nicht nur die Pflanzen. Weil wir ihre Söhne sind, so gut wie der Riese Antäus, den Herkules nur besiegen konnte, als er ihm die Füße von der kräftespendenden Mutter löste und hoch in der Luft die Knochen zerdrückte.

Es ist kein Bild, sondern eine wörtliche Wirklichkeit, wenn der Heimgekehrte aus dem Schiffe sprang und die Erde seiner Heimat küsste.

Die selbe Erde, die, millimeterbreit unter seinen Fingernägeln, ihn aus der Gemeinschaft der Gebildeten und der Wohlanständigen unnachsichtlich ausschloss.

Nichts schöneres, als wenn die reiche Haarflut der Geliebten durch schmeichelnde Finger gleitet. Ein einzelnes Haar der selben Geliebten aber in deiner Suppe, mein Freund — und du sprichst von Schmutz und Ekel. Wie sonderbar, dass ein Singular die ästhetische Schätzung des Plural so grimmig soll wandeln können. Müssen wir da nicht in unsere ästhetischen Werturteile miss-trauisch werden?

Kinder haben noch ein natürliches Verhältnis zur Erde, zum Schmutz, wenn Sie wollen. Eltern nicht mehr. Daher die seit Jahrtausenden bestehende Divergenz zwischen beiden wegen Hals und Hand und Seife.

Einmal spielten Kinder mit dem Schmutz am Dorfweg.

„Was macht ihr da, meine Kinder,“ sagte der Pfarrer und blieb stehen.

„Eine Kirche, Hochwürden.“

„So, so. Aber da fehlt ja noch der Pfarrer?“

„Ja, da hat uns der Dreck nimmer g'langt dazu,“ sagten die Kinder treuherzig.

Das sind leider die gleichen Kinder, die, einmal von den Reinlichkeitsfanatismen der Schulen und der Konvention durch-

tränkt, sich zu jenen grässlichen Haus- und Scheuerfrauen auswachsen können, deren maniakalische Seifenströme und ewige Staubwedel rücksichtslos das gemütliche Heim zerwaschen und zerstauben.

Es gibt eine aufdringliche Reinlichkeit, die schlimmer ist als ein verstaubter Hemdkragen. Aller Fanatismus ist eine Qual. Der Reinlichkeitsfanatismus mancher Frauen aber ist ein Unglück. Die ungetreue Frau ist auch eines, gewiss. Gegen sie aber kann man sich wehren. Sogar zur tragischen Größe mag der Mann daran emporwachsen. Was vermag er jedoch gegen den rohen frau-lichen Fliegenwedel auszurichten, der ihm zu jeder Stunde über seine Papiere und seinen Schreibtisch fährt? Hilflos steht er vor den Fluten des epidemischen Reinemachens.

Mit dem hochnäsigen Anspruch eines ersten Kulturträgers tritt der Reinlichkeitseifer auf. Der geringste Versuch, ihn in Maß und Ziel zu dämmen, wird einem mitleidig als Minderwertigkeit ausgedeutet. Viel mehr Menschen leiden darunter, als man glaubt. Haben Sie schon solche blitzblanken Heimstätten betreten? Freundlich sind sie nicht. Der Geist der Wohnlichkeit wird täglich wütend weggescheuert und abgeschruppt. Gejagt wird er — im Zimmer herum, den Gang entlang, die Treppe hinab, zur Tür hinaus. Bitte, das ist nicht komisch, sondern traurig.

Absonderliche Wege geht dieser Hyperkultus. Ein adeliger Assessor war in drei Dutzend Vorträgen, die ich an seiner Seite anhören musste, intensiv damit beschäftigt, 35 von den akademischen 45 Minuten eines Vortrages seine Fingernägel unermüdlich zu beschneiden, zu plätten, zu polieren. Und das war nicht etwa ein Trottel, sondern ein intelligenter Mann. Aber sein Reinlichkeitsbazillus hatte die Hemmungen einer gesunden Unbekümmertheit um das Drum und Dran überwuchert und fing an, seinen Lebensinhalt in einer krampfhaften steten Sorge um blanke Fingernägel zu zerreiben.

Ich habe mich von ihm dadurch erholt, dass ich eine Zeit lang einem braunen Italiener vor der Hochschule zusah, wie er in schmutzigen Hosen, verstaubtem Gesicht und zerarbeiteten Händen seine Steine klopfte. Richtig erfrischend war das.

Ich weiß wohl: der selbe Italiener wird nach einigen Jahren deutschen Reinlichkeitseinflusses am Sonntag früh mit sauber

glänzendem Scheitel auf der Bank vor seinem Hause sitzen. Seine Backen werden brennen von fanatischen Abreibungen. Ein blitzender Stehkragen und ein knitterndes Weißblech vor der Brust werden ihn vollends verhunzen. Schade.

Das russige Gewand des Kaminkehrers galt sonst als Ehrenkleid. Auf dem Neubau vor meinem Hause stehen verstaubte Gestalten. Schmutz rundum und auf den Gesichtern. Mutter Erde hat sie bei ihrer Arbeit liebkost, hat ihnen Grüße zugespritzt. Wie aus der Erde geblüht, stehen sie da. Auch dem Waldpilz, der aus dem Boden bricht, haften Teile der Mutter an. Die schmutzigen Arbeiter schämen sich nicht, und der unverbildete Mensch sieht sie mit innigem Behagen. Der sauber gestrigelte Plebejer freilich hat das unbezwingliche Verlangen, mit Seife und Bürsten . . . Die Halb und Halben sagen immerhin, sie seien malerisch. Jedoch die Hand mögen sie ihnen nicht geben,

Wir haben uns ästhetisch verbiegen lassen in allem, was wir Schmutz heißen. Hätten sonst unsere Fräulein und Herrlein ein Grauen, die Arbeiterhand zu fassen, an der die graue Erde in unauslöschlichen Rinnsälchen sich festgesetzt hat? Dann und wann habe ich bei offiziellen Arbeiterjubiläen die rauschende Gemahlin des Direktors oder sein verlegenes Töchterlein dennoch solche Hände fassen sehen, weil's im Programm so stand — „generös-halber“, sagt der Bruder Österreicher. Dass sie aber hinterher die eigene Hand am Taschentuch wischen, hat wirklichen und dauernden Ekel verursacht. Der freilich mit jenem Ekel nichts zu tun hat, vor dem man sich mit Handschuhen schützen kann.

Die Erdflucht hat man in Schmutzflucht umgetauft. Die Degeneration ist aber bloß bemäntelt. Die Erdständigkeit in jedem Sinn verloren hat der Großstädter. Ergötzlich ist es, wie mancher staubige Spuren auf seiner Gewandung mit Entsetzen entdeckt. Kommt's öfter vor, so setzt es ihn den Augen seiner Umwelt mehr herab, als wenn die selbe Umwelt ihn am hellen Tage in dem wirklichen Schmutz schlechter Häuser ein- und ausgehen sähe.

Ist es nicht seltsam, moralischen Schmutz vereinbarungsgemäß nicht zu sehen? Dazu hat sich die Gesellschaft ebenso verschworen, als sie empfindlich ist gegen das äußere Gewand. Und

was für Männer laufen heute oft mit der tadellosesten weißen Weste herum?

Die schlechtesten und die flachsten Menschen habe ich immer unter den blankgeputzten Leuten gefunden. Mit einer augenzwinkernden mitleidigen Verachtung belästigen diese Oberflächler den Unbekümmerten. Die glänzenden Gesichter gewisser Reiseonkels sehen aus, als seien sie bis zur ewigen Röte blank gerieben. Sie flößen mir kein Vertrauen mehr ein, seitdem ich ihre Männergespräche am Wirtstisch mit angehört habe. Welcher Schmutz sprudelte da aus ihren glatten Gesichtern. Was für kaltnasige Lumpen kann man gerade unter dem Geschlecht der besorgten Oberflächler, der brillanten Hemdkrügler und blähenden Oberhemdler entdecken. Die abgefeimtesten Hochstapler machen sich unser Vorurteil zu Nutze, von der äußeren Reinlichkeit auf die innere Anständigkeit zu schließen.

Kinder, deren junges Leben von reichen Eltern in die besorgteste Reinlichkeit eingekapselt wird, schätzen diesen Vorzug nicht. Es war kein Witz, dass sich ein solches Kind zu seinem Geburtstag wünschte, ein einziges mal mit bloßen Füßen durch den Straßenschlamm waten zu dürfen.

Selten nur noch bricht beim Erwachsenen der alte Erdinstinkt durch. Der Kulturmensch, über Land von einem Insekt gestochen, lässt sich vom Hüterjungen mit staunendem Wohlgefallen eine Erdschmutzschicht auf die schmerzende Stelle legen. Wie das kühlt. Mutter Erde saugt allerlei Gift aus wunden Stellen.

Es muss so ganz sinnlos nicht sein, wenn wilde Stämme ihren Körper täglich mit Erde reiben. Es ist sicher gesünder, als ihn mit künstlichen Schminken, Salben und Farben zu bedecken. Und ob ihnen das Erdessen nicht bekömmlicher ist, als den Mägen unserer Kulturmenschen die Gänseleberpastete?

Sie lebten in Erdhöhlen — wird uns mit Gruseln von den Vorfahren berichtet. Aber unsere Kinder, in denen noch erstaunlich alte Instinkte lebendig sind, bauen sich mit heimlichem Behagen versteckte Gelasse in die Erde und in felsige Spalten, sitzen und erzählen darin lange Geschichten, die in ihnen aus dem Blut ihrer fernen Mütter und Väter wach sind, und tauschten nicht gegen das stillvollste Gemach. Und dann: wandern Sie doch

durch die Wohnungen des East End in London, darauf durch Calabrien, wo der unbelehrbare Südtaliener noch in solchen Erdhöhlen haust, und dann sagen Sie ehrlich, wer besser dran ist.

Dem Tagelöhner Sextl in Partenkirchen hatte die Gemeinde als „Zug'roasten“ die Wohnung verweigert. Wohin mit acht Kindern? Im Wald irgendwo stellte er ein Stückel Zaun auf und davor eine Tür von einem verlassenen Bau. Salve! stand darauf. Und wenn die Familie Sextl sie aufklinkte, war sie in ihrer Wohnung und auf ihrer Erde.

Breit und behaglich liegt das Haus in der Haide. Hier hat die Erde geatmet und mit dem Haus ein Brüstlein gebildet. Auf dem Dach, über das noch täglich streuend die Haide läuft, liegt die gleiche Erde, aus der sich das Häuslein bescheiden und leise atmend aufreckt. Was ist dagegen ein sauber geschlecktes Stadthaus mit seiner kalten Eisenblechhaut, die ihm eng auf dem Kopf sitzt, wie ein charakterloser Steifhut ohne Rand. Es hat keine Verwandtschaft und keine Ehrlichkeit gegenüber dem Boden, auf dem es steht. Mit der gleichen erkältenden Sauberkeit schießt es als Hotel aus dem Pyramidensand wie als Wohnpalast aus dem Seinestrand. Mutter Erde will nichts zu tun haben mit dieser blitzblanken Charakterlosigkeit und verkriecht sich auf hundert Meter im Geviert unter das harte Pflaster.

Es gibt nordische Kulturmenschen, die sich in Neapel nur über Schmutz entrüsten. Sie kommen nach Hause und resumieren auf alle Fragen: „Ich sage Ihnen, einen Schmutz hat es in dem Italien . . .“ Sagte ihnen einer: Schmutz, von der Sonne beschienen, von fröhlichen Augen gesehen, sei nichts schlimmes — sie verstünden ihn nicht.

Auf einer Studienreise nach Neapel empfingen uns die „presidenti“ verschiedener Korporationen — einer hatte lustige Löcher in den weißbaumwollenen Handschuhen — im Palast der Handelskammer. Mit Rücksicht auf uns Deutsche hatten sich tags zuvor durch das Haus gewaltige Wasserfluten ergossen. Seit undenklichen Zeiten war das nicht mehr geschehen. Aber ich muss auf die Gefahr eines Missverständnisses ehrlich gestehen: mir hat es vor der gewaltsamen Reinigung besser gefallen.

Was haben die verwöhnten W. C. Menschen Rom verlästert. Die Straßen seien schmutzig. Unerträglich sei der Lärm der Ver-

käufer. Ein Skandal die farbigen Fetzen der strolchenden Buben. Heute nun ist die ewige Stadt modern und reinlich geworden. Keine Verkäufer mehr auf den Straßen. Und die Jungens haben Krägen und an den Beinen Ofenröhren. Und der Erfolg? Betrübt steht der Romfreund vor dieser Zivilisation. Es ist sein geliebtes Rom nicht mehr. An Menschen muss er denken, die ihren letzten Wert wegwarfen, als man ihnen glücklich die „schlechten“ Qualitäten abgestreift hatte.

In der Hofkirche zu Innsbruck war eine neue Putzfrau eingezogen. Missbilligend sah sie die Jahrhundertpatina an den wunder-vollen Fürstenstatuen. Dreck ist Dreck, dachte sie, und hatte sie über Nacht blank gescheuert.

Solche Putzfrauen, männliche und weibliche, gibt's bis in die höchsten Stände¹⁾. Ich erkenne sie an der anmaßlichen Wichtigkeit, womit sie wie hypnotisiert auf ein armseliges Stäubchen auf meinem Rocke blinzeln und gehe ihnen aus dem Wege.

Wenn sie englisch können, sagen sie mit einem heuchlerischen Augenaufschlag „Cleanliness next to godliness“ und behaupten, die Kultur eines Landes ließe sich an dem Seifenverbrauch ermessen. Wie eng muss ihr Kulturbegriff sein. Er wird sich und sie erschöpfen, wenn er von ihnen verlangt, dass sie sich zwölf- bis fünfzehnmal täglich die Hände waschen. Sind sie nicht fortwährend auf der Flucht vor einer noch so dünnen, ehrlichen Staubschicht auf ihren Händen?

Und dann sollen sich die verbissenen Reinlichkeitsapostel gesagt sein lassen, dass es eine absolute Reinlichkeit gar nicht gibt. Ein Blick mit dem Mikroskop auf die „abgeschruppteste“ Hautfläche wird ihnen das Relative aller Reinlichkeit beweisen.

Was für ein Wahnsinn der sogenannten Reinlichkeit hat die Damen und Herren unserer Gesellschaft ergriffen, die so reichlich Zeit haben, dass sie ein Heer von Manikuren, Pedikuren und, was weiß ich noch, in Atem und Nahrung setzen.

Dann und wann wird diesen Selbstgerechten eine blitzende Abfuhr.

¹⁾ Sie sitzen massenhaft in Zürcher Staats- und Kirchenbehörden, in unsern Zunftvorständen; Beweis: die stolzen Renovationen, mit denen man die Stadt verschandelt.

Ein Freund besuchte Rousseau. Der war nicht zu Hause. Aber ein staubiges Buch lag auf dem Tische. „Cochon!“ schrieb der Freund in den Staub. Andern Tags trafen sie sich. „Ich habe dich gestern zu Hause verfehlt, lieber Rousseau.“ — „Ja, ja, weiß schon, du hast ja deine Visitenkarte da gelassen.“

Und was nicht ist diesen Blankgeriebenen schon Schmutz? Auch das Natürlichste.

In einem einsamen Gasthause vor den Toren Genuas fand einer aus diesem Geschlecht die Retirade nicht. „Dove,“ sagte er endlich errötend mit Hilfe des Wörterbuches, „dove sono i cessi?“ Die freundlich-resolute Wirtin führte ihn vor die Türe und erklärte mit einer umfassenden Handbewegung gegen das Flachland: „Tutta la campagna, Signore.“ — Jahrelang hallte die Entrüstung darüber in den Reden dieses Italienfahrers.

Einmal fuhr ich über den Brenner. Zwei lustige deutsche Lehrerinnen waren im Abteil mit mir. Des fröhlichen Fragens war kein Ende, fuhren sie doch zum erstenmale nach dem Süden. Als die ersten italienischen Namen kamen — wie oft fuhren da die neugierigen Köpflein durch's Fenster.

„Und wo sind wir jetzt?“ ging's immerzu.

Nun sind da drunten die Stationsnamen so klein und bescheiden, die Aufschriften vor stillen Örtlichkeiten aber leuchten mit riesigen Lettern. Was Wunder, dass da die andere sagte:

„In Cessi sind wir jetzt.“

Ich sollte auf der Landkarte suchen helfen. Da hielt der Zug wieder.

„Aber da sind wir ja schon wieder in Cessi,“ riefen sie verwundert aus und — begriffen. Aber anstatt dass wir zu dritt fröhlich hätten lachen dürfen über das Missverständnis, drückten sie sich peinlich beruht in die Ecke und schwiegen drei Stunden lang bis Verona.

Da war eine berühmte Wiener Schauspielerin aus anderem Holz. Die kaiserliche Gesellschaft hatte sie zu einer Wagenfahrt durch die Wälder eingeladen.

„Lassen's halten, Majestät,“ sagte sie, „ich komm' gleich wieder.“

Als wiederkam — verlegenes Schweigen.

„Aber, meine Herren,“ brach sie den Bann, „ich hab’ doch g’hört, die Naturalien seien keine Schand’.“ *Naturalia non sunt turpia*, meinte sie.

Und doch ist schon manches besser geworden auf den Grenzgebieten zwischen Natur und Ästhetik. Heute wäre es nicht mehr möglich, dass der Generaldirektor einer großen Bahn, wie der französischen Ostbahn, auf den Antrag in der Generalversammlung, W. C.’s in die Eisenbahnwagen einzubauen, entrüstet erklärte:

„Des cochonneries comme ça dans mes waggon — jamais!“

Schön, sagt ihr, das wäre die Ästhetik, wo aber bleibt die Hygiene? Hygiene, ja, ich weiß schon, die ungewaschensten Mäuler wälzen jetzt anmaßlich dies Fremdwort. So spitz und feindselig sprechen sie’s aus, wie ein Oberlehrer, wenn er von „Pflicht“ spricht.

Unser Fremdenführer in Pompeji sagte am Morgen:

„Trinken Sie kein Wasser hier, meine Herren, es ist gesundheitsschädlich.“ Und nachmittags:

„Essen Sie um Gotteswillen keine Früchte hier, ohne dass Sie sie mit Wasser abgewaschen haben.“

Sie kennen den zarten Flaum, der auf Frühfrüchten liegt? Nur rohe Menschen waschen ihn weg.

Seitdem Pettenkofer in München mit seinem Assistenten vergnügt und ungestraft ein Butterbrot mit einer Reinkultur von hunderttausend Cholerabazillen bestrich und zum Frühstück aß, habe ich ohne Schaden die meisten hygienischen aufdringlichen Angstregeln von mir fort nach Pompeji gehen heißen.

Strömen nicht mit jedem Atemzug Millionen Bakterien in unser Inneres, die wir vielleicht nötig haben zum Leben? Die Leute mit der epidemischen Schmutz- und Bakterienfurcht sollten sich unter eine Glasglocke stellen lassen von Geburt an und da selig sterben.

Als kleiner Junge hatte ich am Abend eine mühsame Schönschrift den Eltern vorgelegt und war, ohne das sichere Lob abzuwarten, ins Bettlein geschlüpft. Stolz gab ich die Arbeit andern Tags dem Lehrer. Der entfaltete das Heft, hob es hoch und frug die Klasse: „Was hat der Müller im Schönschreibheft?“ —

„Einen Schmutzflecken, einen großen, einen runden,“ riefen die unbarmherzigen Münchner Kindel. Erschrocken sah ich in meinem Heft, dass ein großer Tropfen die Schrift verwischt hatte und rannte nach der Schule schwermütig zu den Eltern. Sie hatten verweinte Augen gehabt gestern, fiel mir noch ein.

„Da, da, das habt Ihr gemacht gestern Abend!“

Was das nur war? Vater und Mutter neigten vor dem Rechenschaft fordernden Söhnlein den Kopf, blickten sich lange und still an — goldig sah ich's im Mutterauge blinken . . .

Keine schönere Erinnerung habe ich von meinen Eltern, als diesen großen, runden Schmutzflecken in meinem Schönschreibheft. Darum allein könnte ich dem Schmutz gut sein. Und nun wollte ich Euch noch bitten, Ihr Allzureinlichen:

Wie, wenn Ihr dem sogenannten Schmutz in Zukunft weniger gram sein wolltet?

CANNERO

FRITZ MÜLLER



KUNSTNACHRICHTEN

OFFENER BRIEF AN HERRN HANS FRIEDRICH IN MÜNCHEN

Wenn Sie jetzt nach Zürich kämen, Herr Doktor, könnten Sie dort im Kunsthaus die Bilder eines Sammlers sehen, der, seit es eine neue Schweizer Kunst gibt, zusammengerafft hat, was ihm am wertvollsten schien, und uns nun gestattet, in einem Blick zu erfassen, was wir im Laufe langer Jahre haben werden sehen. Ich bin überzeugt, Sie würden gleich die gute Haltung verlieren über den vielen Künstlern, die nicht zeichnen können, die noch faulere Herren sind als Hodler, die von Perspektive keine Ahnung haben, und sie würden nicht nur die Schweizer Künstler, sondern die ganze Bevölkerung für wahnsinnig erklären, dass sie einen solchen Unfug duldet. Wenn Sie sich dann die Hitze weggeschimpft hätten — ich weiß zwar nicht, ob Sie das mündlich so gut können wie schriftlich —, möchte ich Sie gern am Arm nehmen und Sie auf ein paar Kleinigkeiten aufmerksam machen, wozu mir diese Ausstellung die beste Gelegenheit böte.

Ich würde Ihnen zeigen, dass Hodler vor allem, aber auch Giovanni Giacometti, Amiet und die andern eine Entwicklung durchgemacht haben, die nie stille stand. Sie gehörten nie zu den Leuten, die jeden Tag auf der Kurpromenade auf und ab gehen, die höchstens die Wege aufsuchen, die ihnen Bädecker beschreibt; allezeit durstig nach Neuland drangen sie in Schluchten, die noch keines Menschen Fuß betrat, strebten sie nach Gipfeln, die noch keiner bestieg. Und wenn ein Kurpromenademensch rief: der Weg ist falsch, nirgends steht er vorgezeichnet; sie blieben unbe-